



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hat mich mein Herr wieder schicken wollen; aber da bockte ich auf. Herr Baron, hab ich gesagt, Sie können mich gern was mit die Peitsche geben, denn ich bin man bloß der Diener, aber zu das dumme Mädchen von grad-über gehe ich nich wieder, und wenn Sie mir dazu zwingen, dann verklag ich Sie beis Gericht, daß Sie ein Aristokrat sind. Denn hier is ja allens egal und frei, soviel fransch kann ich auch noch, und leid solls mich thun, wenn Sie zu die Gartine müssen; aber schlecht behandeln laß ich mir nich!

Mein Baron hat mich ganz sonderbar angesehen, Käsong aber nahm er an; und zu die Mamsell brauchte ich nich mehr, denn mein Herr nahm selbst seine Beine in die Hand. Und da hat er denn eine Freundschaft mit Mamsell Manon angefangen, und sie ist zu uns gekommen und hat den königlichen Wein selbst gebracht. Bei näherer Bekanntschaft war sie nich schlimm. Sie lachte ein büschen viel und sang wie ein kleinen Vogel, ümmerlos und ümmerlos; aber kein Mensch kann ja gegen seine Natur. Und ein anständiges Mädchen war sie auch; denn als mein Baron ihr mal umfassen und einen Kuß geben wollte, gab sie ihm einen Ordentlichen an die Ohren. Und ich hab gar nich gewußt, daß mein Herr ein so dummes Gesicht machen konnte. Aber was die Vornehmen sind, die kriegen auch nich ümmer ihren Willen."

Und Mahlmann nickte ein paarmal und aß krümchenweise seinen Kuchen weiter, ehe er wieder zu reden begann.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die bösen Deutschen — und sie ganz allein — verschulden die gespannten Verhältnisse in Europa, die Notwendigkeit der schweren Rüstungen, und sie werden nicht eher ruhen, bis alle Völker vom Ural bis zu den Säulen des Herkules aufeinander schlagen. Das haben die unschuldigen Naturvölker an den Grenzen des deutschen Gebietes, die wir unablässig bedrängen und vergewaltigen, längst gesagt, und jetzt sind Berliner Staatsweise zu derselben Erkenntnis gelangt. Die armen Franzosen sehnen sich darnach, mit uns in Frieden und Freundschaft zu leben, einer oder zwei wären sogar nicht unbedingt abgeneigt, das höchste Opfer, Elsaß, zu bringen (natürlich mit Vorbehalt), aber sooft uns drüben die Bruderhand geboten wird, stoßen wir sie grob und höhnisch zurück. Es ist abscheulich! Allerdings könnte man einwenden, daß bisher noch niemals die Anerkennung des Frankfurter Friedens, ohne die doch eine wirkliche Ausöhnung undenkbar bleibt, rückhaltlos ausgesprochen worden ist; daß, falls geschähe, was nicht geschehen kann,

die Auslieferung des mit so viel Blut zurückgewonnenen Lothringen mit dem nun doppelt festen Ausfallsthor Metz, die Franzosen dies nur als Abschlagszahlung gelten lassen und mit vermehrter Hartnäckigkeit Elsaß fordern würden, wie sie bis 1870 nicht aufgehört haben, das linke Rheinufer auf Grund der angeblich natürlichen Grenze und ihres einstmaligen Besitzes zu fordern; daß heute Kindern und Kindeskindern die Legende von dem an Frankreich verübten Raube eingetrichtert wird, wie vor fünfzig Jahren das *Nous l'avons eu votre Rhin allemand!* Und alles dies geltend zu machen, würde jedem andern Volke auch gestattet sein. Der Deutsche muß stets dankbar sein, wenn man ihn überhaupt leben lassen will; und wenn einigen Franzosen die Augen über den Wert der russischen Freundschaft aufgehen, einige sogar wagen, dies zu bekennen, so hat die große deutsche Nation nichts andres zu thun, als sich dem großmütigen getreuen Nachbarn an den Hals zu werfen. Vielleicht verzeiht er uns dann die Siege, und — wer weiß! — vielleicht beschickt er sogar die nächste Berliner Kunstausstellung.

Die soziale Bedeutung der Pfarrwidmut. In Nr. 26 der „Christlichen Welt“ wird die Rede des Landesökonomierats Robbe als der Höhepunkt des jüngst abgehaltenen Evangelisch-sozialen Kongresses bezeichnet. Dieser Vortrag spricht u. a. auch einen Gedanken aus, der in diesen Blättern schon öfter als der Angelpunkt der ganzen sozialen Frage bezeichnet worden ist. „Wir [Heutigen] sehen im Grundbesitz, sagt Robbe, vielfach nur ein kapitalistisches Wertobjekt, dessen Rentabilität das alleinige Ziel unsers Strebens ist. Wo aber bleibt dann seine soziale Bedeutung? Werden die sozialen Verhältnisse schon gesund, wenn der einzelne eine möglichst hohe Rente zieht?“ Dabei fällt mir ein, daß manche Geistlichen als Nutznießer einer Pfarrwidmut zugleich Grundbesitzer sind und als solche nach mehreren Seiten hin Nutzen stiften und ein gutes Beispiel geben können. Die eine davon ist um so interessanter, als dabei eine Schwierigkeit — wenn auch nur in kleinem Umfange — spielend gelöst wird, über deren Lösung sich die Gesetzgeber, die Regierungen und die Volkswirtschaftslehrer seit mehr als zehn Jahren die Köpfe zerbrechen, ohne sie auch nur im allerkleinsten Umfange lösen zu können.

Vor dreißig Jahren lernte ich einen katholischen Pfarrer kennen, dessen Pfarre zu den unter österreichischer Herrschaft in einem evangelischen Lande künstlich erhaltenen Ruinen gehörte. Von dem Dorfe, dessen zum Teil katholische Bauern den Stamm seiner Gemeinde bildeten, bezog er kein Einkommen, aber in vier rein evangelischen Dörfern hatte er Kirchen mit Widmuten. Die Widmuten waren an evangelische Häusler und Ackerhäusler verpachtet, von denen einige nebenbei noch ein Handwerk trieben. Sie bezeugten sich dadurch dankbar, daß sie, als einzige Kirchenbesucher, dem an jedem dieser Orte viermal im Sommer stattfindenden katholischen Gottesdienste einen Schein von Berechtigung verliehen, ohne dadurch ihrem evangelischen Bekenntnis das mindeste zu vergeben. „Was die Widmut zu L. betrifft, sagte der Pfarrer einmal, so hat mich der dortige Rittergutsbesitzer schon oft gedrängt, sie ihm zu verpachten; er wolle mir mehr dafür geben, als die jetzigen Pächter zusammengenommen, und ich hätte dann die Schereerei mit den vielen kleinen Leuten nicht.“ Warum gehen Sie nicht darauf ein? fragte ich. Die Antwort lautete: „Ich werde mich hüten, dem reichen Herrn von R. auch noch die Widmut in den Rücken zu werfen und dadurch ein Duzend Familien an den Bettelstab zu bringen. Die vier bis zehn Morgen billigen Pachtackers sichern dem Häusler oder ländlichen Handwerker eine anständige Existenz; ohne sie würde er zum Proletarier herabsinken.“ Leider denken bei weitem nicht alle ka-

tholischen Pfarrer so. Erst dieser Tage erfuhr ich von einem, der den ärmern unter seinen Kirchkindern — das Dorf ist ganz katholisch — nicht einen Morgen Pachtacker abläßt, und wenn sie ihn kniefällig darum bitten. Er hat die ganze Widmut dem gnädigen Herrn verpachtet, der, nebenbei bemerkt, Protestant und Millionär ist. Höchst wahrscheinlich ist der keckerische Junker dem Pfarrer nicht weniger zuwider, als dieser, ein richtiger Pfaffe der allerunangenehmsten Sorte, dem feingebildeten stolzen protestantischen Freiherrn; aber darin sind beide einig, daß sie den armen Bewohnern ihres Dorfes keinen Scholle des Ackers gönnen, der nach der ursprünglichen Idee der Kirche das patrimonium pauperum sein soll. Der Papst hätte, anstatt sich in seiner Encyklika mit Dingen zu befassen, die andre Leute besser verstehen und gründlicher zu besorgen vermögen, lieber solchen Geistlichen den Text lesen sollen.

In mehreren Gegenden haben auch die evangelischen Pfarrer Widmuten. Die katholischen haben keine Familie und können daher, ohne dabei sonderliche Opfer zu bringen, über den Pfarracker stiftungsgemäß verfügen; um so härtern Tadel verdienen sie, wenn sie es nicht thun. Den evangelischen fällt es um so schwerer, je reichlicher ihr Kinderseggen gewöhnlich ist; Ehre ihnen, wenn sie sich dennoch diesen Zweig sozialer Wirksamkeit nicht entgehen lassen! In manchen Kleinstaaten freilich, wie in Baden, ist ihnen die freie Verfügung über den Pfarracker entzogen. Man sage nicht, die Zahl der ländlichen Familien, denen auf solche Weise ihre Existenz gesichert werden könnte, sei zu klein, als daß sie bei der großen sozialen Frage in Betracht kommen könnte. Erstens giebt es in sozialer Beziehung nichts Kleines, für die Wertschätzung des Christen, dem jede einzelne Menschenseele, geschweige denn eine ganze Familie teuer ist, schon lange nicht. Sodann aber kommt alles auf die Wiederbelebung des rechten Geistes an. Der Erfolg großartiger Reformgesetze ist stets zweifelhaft. Unzweifelhaft ist nur das, daß gesundes Leben aus dem gesunden Geiste hervorgeht, der im ganzen Volk in tausenderlei, je nach Umständen verschiedenen Gestalten thätig sein muß, und daß das Volk einem in sozialen Mißbildungen sich äußernden Siechtum verfällt, wo der rechte Geist fehlt. Fehlt er aber an Stellen, wo man ihn am ehesten zu erwarten berechtigt ist, dann fehlt er meistens überhaupt.



Litteratur

Arbeitseinstellungen und Fortbildung des Arbeitsvertrages. Berichte von G. Auerbach, W. Log und F. Zahn, im Auftrage des Vereins für Sozialpolitik herausgegeben und eingeleitet von L. Brentano. Leipzig, Duncker und Humblot, 1890

Die Gedanken, denen Brentano und seine Schüler Geltung zu verschaffen suchen, sind folgende. Die Befreiung des ländlichen und gewerblichen Arbeiters von den mancherlei Fesseln, die er im Zeitalter des Feudalismus und der Zünfte zu tragen hatte, war der Idee nach ein Fortschritt, der aber vorläufig eine Verschlechterung seiner wirklichen Lage zur Folge hatte. Der „freie Arbeitsvertrag“ war eine Lüge, so lange der einzelne Arbeiter dem einzelnen Unternehmer gegen-